



LfM-Fachtagung
20. Mai 2015
Dortmund

Cybermobbing, Sexting, Social Extremismus & Co

Impulse, Input & Informationen fürs Internet

6. Fachtagung Medienkompetenz und Jugendmedienschutz der LfM

Das Internet steckt voller Verheißungen und Chancen, aber auch voller Risiken und Gefahren. Kann die Onlinewelt süchtig machen? Was hilft gegen Cybermobbing? Wann werden Urheber- oder Persönlichkeitsrechte verletzt? Woran lassen sich im Internet extremistische Angebote erkennen? Wie können Kinder Onlinewerbung und redaktionelle Inhalte voneinander unterscheiden? Und wie gehen wir mit dem Phänomen Sexting um? Mit diesen Fragen beschäftigten sich am 20. Mai in Dortmund etwa 400 Teilnehmer bei der 6. LfM-Tagung „Kompetent beraten in Medienfragen“.

„In der digitalen Welt verändert sich so viel so rasant, dass viele Fragen haben“, machte LfM-Direktor **Dr. Jürgen Brautmeier** zum Auftakt der Fachtagung darauf aufmerksam, dass Eltern, Erzieher, Lehrer und Sozialarbeiter ständig nach Orientierung suchen, wollen sie Kinder und Jugendliche beim Umgang mit digitalen Medien verantwortungsbewusst begleiten. Entsprechend groß war das Interesse an der Veranstaltung, die erstmals in Kooperation mit dem Fachbereich Schule der Stadt Dortmund im Dortmunder U stattfand. Bei der Begrüßung betonte der Dortmunder Oberbürgermeister **Ullrich Sierau** die wachsende Bedeutung von Schulsozialarbeit. Immer weniger Familien seien in der Lage, Kinder so auf das Leben vorzubereiten, dass sie „halbwegs überlebensfähig seien“, urteilte Sierau und bezeichnete die Schulsozialarbeit deshalb als „extrem wichtig“. Schulsozialarbeiter aber benötigten ausreichend Medienkompetenz, um „auf Augenhöhe mit den Schülern“ agieren zu können. In Bezug auf die Welt des Internets merkte der Oberbürgermeister kritisch an, Risiken und Nebenwirkungen schienen ihm „manchmal nicht ausreichend bedacht“. Das sah LfM-Direktor Brautmeier ähnlich. So habe etwa das Phänomen Cybermobbing Dimensionen erreicht, die ihm Sorgen machten.

Mechthild Appelhoff, die bei der LfM die Abteilung Förderung leitet, wies darauf hin, Medienpädagogik bedeute Kinder zu befähigen, selbstbestimmt und reflektiert mit digitalen Medien umzugehen. Dafür müssten transparente Regeln geschaffen werden. Nur so könne eine Medienkompetenz vermittelt werden, die etwa dazu führe, dass Nutzer souverän die Hoheit über das eigene Handy behalten könnten.

Dass vor allem im Internet viele Gefahren für Kinder und Jugendliche lauern, machte **Henning Mellage** deutlich. Der für Jugendmedienschutz und Programmfragen zuständige LfM-Referent nannte zwei Beispiele: So könnten etwa per Smartphone verbreitete Nacktfotos als Pornografie gelten oder sei eine politisch extremistische Richtung bei Onlineangeboten auf den ersten Blick oft nicht erkennbar. Problematisch sei auch Werbung, die im Internet oft nicht als solche auszumachen ist. In diesem Fall, so forderte Appelhoff, sei eine „eindeutige Kennzeichnung“, die für Kinder verlässlich sein müsse, hilfreich.

In einem Impulsreferat präsentierte **Prof. Dr. Matthias Brand** aktuelle Befunde und Präventionsmöglichkeiten rund um das Thema Cybermobbing. Cybermobbing, so führte der Psychologe und Kognitionsforscher aus, sei absichtliches Schikanieren einer anderen Person, das – oft wiederholt und über einen längeren Zeitraum – durch elektronische Kommunikationsmittel erfolge. Die Onlinewelt begünstige diese Form des Mobbings durch Anonymität, fehlende Empathie, die veränderte Wahrnehmung sozialer Interaktion und die ständige Verfügbarkeit des Internets. Cybermobbing wirke aufgrund der großen Überzeugungskraft von Bildern, die sich oft kaum löschen ließen und schnell weiter verbreitet würden, deutlich stärker als herkömmliches Mobbing. Studien kämen zwar zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen, was die Zahl der Opfer angehe. Durchschnittlich aber ergebe sich, dass etwa ein Viertel aller Jugendlichen schon einmal eine Cybermobbingattacke erlebt hätten, referierte Brand. Dies geschehe häufig aus Spaß oder weil ein Opfer nicht gemocht werde. Auslöser seien meist „Alleinstellungsmerkmale“ von Menschen, wie beispielsweise Aussehen, sexuelle Orientierung oder Migrationshintergrund. Einige Täter aber wollten auch nur ihre technischen Fähigkeiten beweisen oder suchten nach positiven Emotionen.

Im Rahmen eines Forschungsprojektes, das er in Kooperation mit der LfM durchführt, hat sich der Wissenschaftler der Universität Duisburg-Essen auch mit den Personenmerkmalen von Cybermobbingopfern und -tätern auseinandergesetzt. Beide Gruppen könnten mit den eigenen Emotionen grundsätzlich etwas schlechter umgehen als dies im Bevölkerungsdurchschnitt der Fall sei, berichtete Brand. Typisch für Täter sei ein großes Maß an Risikobereitschaft bei gleichzeitig niedrigem Reflexionsvermögen. Wer Cybermobbing betreibe, verfüge häufig auch über ein hohes Maß an Aggressivität und relativ große technische Expertise. Wer hingegen in der Onlinewelt seine technische Kompetenz überschätze und hohe Risiken eingehe, könne auch selbst zum Opfer von Cybermobbing werden. Bei den Opfern wiederum würden Mobbingattacken etwa in jedem zweiten Fall dazu führen, dass Frustration, Wut, Minderwertigkeitsgefühle, Hilflosigkeit, soziale Ängstlichkeit, Isolation und sogar Depressionen die Folge sein könnten. Deshalb, so empfahl Brand, müsse Medienpädagogik vorsorgend dort ansetzen, wo sich etwas verändern lasse. Da sich aber Personenmerkmale nicht korrigieren ließen, bleibe nur der Ansatz einer nachhaltigen Förderung von Internetkompetenz. Dabei gehe es vor allem darum, dass junge Menschen außer einer technischen und produktiven Kompetenz auch kritisches Reflexionsvermögen und Selbstregulation im Umgang mit digitalen Medien lernen müssten.

Wie sich Medienkompetenz gezielt fördern lässt, wie sich Onlinerisiken vermeiden lassen und wie digitale Medien optimal eingesetzt werden, erfuhren die Teilnehmer der Fachtagung im Rahmen von sechs Informations- und Praxis-Inputs. Dabei informierte etwa **Martin Müsgens**, LfM-Referent für die EU-Initiative klicksafe, darüber, wie sich Eltern und Kinder auf Regeln für den Umgang mit Medien einigen können. So haben beispielsweise die Medienkompetenzinitiativen klicksafe und Internet-ABC ein Onlineangebot zur Erstellung eines Mediennutzungsvertrags entwickelt. Damit können Eltern mit ihren Kindern individuell festlegen, welche Medien und Inhalte wie und wie lange von den Kindern genutzt werden dürfen. Müsgens erläuterte außerdem Jugendschutz- und Filterprogramme, mit denen sich erreichen lässt, dass Kinder und Jugendliche möglichst selten auf jugendgefährdende Inhalte im Internet treffen. „Eine hundertprozentige Sicherheit aber gibt es auch bei Filtern nie. Sie können Medienerziehung nur ergänzen, nicht ersetzen“, warb der Referent dafür, dass sich Eltern aktiv mit dem auseinandersetzen müssen, was ihre Kinder in der digitalen Welt unternehmen.

Informationen zum Thema Sexting gab die Medienpädagogin **Juliane Otto**. Der Begriff Sexting beschreibt den Austausch erotischer Fotos, meist im Rahmen intimer Beziehungen. Das Risiko dabei besteht darin, dass solche Fotos manchmal missbraucht und unbefugt im Internet veröffentlicht werden. Otto betonte, Sexting an sich sei als Form der sexuellen Kommunikation nichts Negatives. Meist erfolge Sexting per Smartphone, und zwar entweder zur Anbahnung oder zur Pflege einer Partnerschaft. Genutzt werde diese Form der digitalen Kommunikation von älteren Jugendlichen oder jüngeren Erwachsenen. Motive seien etwa die Pflege von Fernbeziehungen oder das Experimentieren mit der eigenen Sexualität. Als Plattformen seien Facebook und auch E-Mails ebenso geeignet wie Skype, Instagram, WhatsApp oder der Messaging-Dienst Snapchat, der es ermöglicht, per Smartphone Bilder zu versenden, die nur eine bestimmte Anzahl an Sekunden sichtbar sind und sich dann selbst auflösen. Allerdings, so warnte Otto, ließen sich Snapchat-Fotos dennoch speichern und später weiter verbreiten, zum Beispiel nach einem Screenshot des Handy-Displays.

Fälle einer ungewollten und unkontrollierten Verbreitung von Sexting-Botschaften „kennen Jugendliche zuhauf“, sagte Otto. Oft würden Betroffene im Internet bloß gestellt oder mit der Drohung erpresst, intime Fotos oder Videos zu veröffentlichen. Dabei sei die Rechtslage eigentlich eindeutig: Wer Sexting-Inhalte ohne Zustimmung der Betroffenen verbreite, verletze das Recht am eigenen Bild und laufe außerdem stets Gefahr, pornografische Inhalte im Sinne des Paragraphen 184 des Strafgesetzbuches zu verbreiten. Wer Sexting gefahrlos betreiben wolle, der müsse den Empfänger mit Bedacht auswählen, solle es nicht übertreiben und möglichst Abbildungen mit dem eigenen Gesicht vermeiden, riet die Medienpädagogin. Außerdem sei es wichtig, die Metadaten intimer Fotos zu löschen und Bilder so zu speichern, dass Fremde keinen Zugang zu intimen Aufnahmen erhalten.

Vielen Jugendlichen sind die rechtlichen Folgen unbedachter Aktivitäten in den virtuellen Kommunikationsräumen des Internets nicht bewusst. Dies gilt auch für den Umgang mit Urheberrechten. **Philipp Otto**, Gründer und Partner des iRights.Lab, warnte davor, fremde Musiktitel oder Filme online zu stellen oder öffentlich zu nutzen, ohne zuvor die Rechtsfrage geklärt zu haben. So würden etwa bei der Nutzung von Musiktiteln Gebühren fällig, die an die Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte (GEMA) zu entrichten seien. Selbst bei der Onlineveröffentlichung eines Rap-Remixes (Mashup) sei es verboten, ohne Erlaubnis der Urheber auch nur kleinste Musiksequenzen fremder Titel zu nutzen. Ausnahmen würden derzeit nur bei YouTube-Videos gelten. Dies sei etwa dann der Fall, wenn die Rechteinhaber – wie etwa einige US-Label – die Verwendung von Musik bei nicht-kommerzieller Nutzung zulassen (Fair-Use-Regelung). Strenge Regeln gelten auch für den Filmbereich. Komplette Werke oder Ausschnitte daraus dürften ohne Einwilligung der Urheber nur „im geschlossenen Klassenverband“ gezeigt werden, nicht aber vor größerem Publikum, warnte Otto.

Während im Bereich der Urheberrechte stringente Regeln herrschen, ist dies im Fall der Onlinewerbung anders. Häufig haben sogar Erwachsene Probleme, Journalismus im Internet von Public Relations zu unterscheiden oder aber zu erkennen, wo die redaktionellen Inhalte aufhören und wo die Werbung anfängt. **Johannes Wentzel** warb bei der Fachtagung dafür, Kinder und Jugendliche müssten eine „Internet-Werbekompetenz“ entwickeln. Wentzel sprach sich dafür aus, Werbung als Bestandteil des Alltags von Kindern ernst zu nehmen. Ein eigener Onlinezugang samt Passwort für alle Nutzer in einer Familie könne aber bei gemeinsam genutzten PCs oder Laptops verhindern, dass Cookies, die durch das Surfen der Eltern entstehen, die Werbeeinblendungen der Kinder beeinflussen. Kritisch diskutiert wurden Filterprogramme und Software, mit der sich Werbung blockieren lässt. Sinnvoller sei es unter anderem, gemeinsam mit Kindern eigene Werbekampagnen (z. B. für ein Kuscheltier) zu entwickeln, um so Einblicke in die Mechanismen der Werbewelt zu vermitteln.

Ähnlich wie die Werbung werden auch Propagandabotschaften extremistischer Gruppen im Internet immer besser getarnt. **Michael Wörner-Schappert**, Referent für Rechtsextremismus bei jugendschutz.net, erklärte, das World Wide Web sei längst die zentrale Propagandaplattform extremistischer Gruppierungen. Jugendliche seien dabei die wichtigste Zielgruppe. Ihnen würden online von Rechtsextremisten Erlebniswelten geboten, in denen sich Propaganda oft hinter Symbolen verberge. So lasse sich mit Musik, Videos und viralem Marketing Rassismus schüren. Zwei Drittel entsprechender Inhalte seien rechtlich nicht einmal angreifbar, berichtete Wörner-Schappert, sodass sich Löschungen nicht juristisch erzwingen ließen. Wer sich gegen die sogenannte Hate Speech (Volksverhetzung, Hassreden) in sozialen Netzwerken wehren wolle, der müsse die Betreiber informieren und außerdem klare Positionen beziehen, forderte der jugendschutz.net-Referent zu Zivilcourage auf.

Wörner-Schappert appellierte, extremistischen Positionen eine Absage zu erteilen, und zwar durch Argumente, Konfrontation und Information. Ein geeignetes Mittel sei auch, die Lächerlichkeit von Rassismus mit Hilfe von Persiflage aufzuzeigen.

Dass sich digitale Medien auf vielfältige Weise auch sinnvoll einsetzen lassen, um Wissen zu vermitteln oder wertvolle Erfahrungen zu sammeln, machte **Sebastian Rausenberger** deutlich. Der Handysektor-Redakteur erläuterte, wie Smartphones zur Gestaltung eigener Videos oder für Geocaching-Aktionen eingesetzt werden können. Aus einem Handy lasse sich außerdem auch ein Projektor oder ein Mikroskop bauen. Wichtig sei es, die Hoheit über die eigene Smartphonennutzung zu behalten. Dazu könne auch beitragen, einmal bewusst für ein paar Tage auf das Handy zu verzichten. Über entsprechende Erfahrungen berichteten Medienscouts der Dortmunder Gesamtschule Brüninghausen. Die Schulsozialarbeiterin **Jennifer Pottmeyer** hatte den Schülern einer siebten Klasse zunächst einmal klar gemacht, wie viel Zeit durch die Nutzung von WhatsApp, Facebook & Co. verloren gehe. Anschließend, so erzählten die Medienscouts, sei das Experiment Handyverzicht naheliegend gewesen, um dem WhatsApp-Stress für eine Weile zu entkommen und neue Dinge jenseits der Smartphonerealität auszuprobieren. Aber die Schüler berichteten auch über ihre Angst, ohne Handys und Messengerdienste etwas Wichtiges zu verpassen. Die Formel für diese Diagnose lautet schlicht: Fomo – Fear of Missing out.

In allen sechs Praxis-Inputs wurde die Ambivalenz digitaler Mediennutzung sichtbar. Oft entscheiden im Internet nur wenige Mausclicks über Chancen oder Risiken. Das wurde auch zum Abschluss der Veranstaltung deutlich, als der Diplom-Informatiker **Stefan Tomanek** vom Institut für Internet-Sicherheit der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen die Teilnehmer mit auf eine Reise in die Sphäre ungesicherter Datenetze, Computer und Smartphones nahm. Mit ein paar Klicks und der richtigen Software hackte sich der Experte in fremde Netze. Plötzlich erschienen Benutzeroberflächen ungesicherter Rechner und ließen sich Passwörter knacken, indem ein kleines Programm einfach alle Dudenbegriffe ausprobierte. Tomanek konnte sogar sichtbar machen, wann sich welche Smartphones einzelner Tagungsteilnehmer in welche WLAN-Systeme eingeloggt hatten. Umso dringlicher mahnte der Informatiker zum sorgfältigen Umgang mit (möglichst komplexen!) E-Mail-Passwörtern. Sei erst einmal ein E-Mailkonto geknackt, könnten Unbefugte von dort aus auch Passwörter beispielsweise von E-Commerce-Kundenkonten abfragen. Außerdem riet Tomanek, persönliche Daten online ausschließlich über SSL-Verbindungen (Secure Sockets Layer) zu übertragen. Seine Devise im Internet laute stets, dass man das Böse nicht verhindern könne, man es den Bösen aber möglichst schwer machen müsse. Zu dieser Form des Risikomanagements hatten im Verlaufe der Fachtagung im Dortmunder U im Grunde die Experten in allen Bereichen geraten.

Dr. Matthias Kurp

► Link-Tipps:

[internet-abc](#) bietet Informationen über das Internet für Kinder, Eltern und Pädagogen.

[klicksafe](#) ist eine EU-Initiative für mehr Sicherheit im Internet.

[Handysektor](#) bietet online Informationen für die Sicherheit in mobilen Netzen.

[Mediencouts NRW](#) macht Jugendliche in Medienthemen fit, die ihren Mitschüler als Ansprechpartner für Medienfragen zur Seite stehen.

[jugendschutz.net](#) kontrolliert die Einhaltung des Jugendschutzes im Internet und bietet außerdem eine Beschwerdestelle sowie Broschüren mit wichtigen Informationen.

[Mediennutzungsvertrag.de](#) bietet einen interaktiv zu erstellenden Regel-Katalog, auf den sich Eltern und Kinder für den Umgang mit Medien einigen können.

[juuuport.de](#) informiert über Medienprojekte von Jugendlichen für Jugendliche.

[Web-Check-Kids](#) liefert viele wertvolle Online-Links, zusammengestellt von Johannes Wentzel.